



*Dagmar Löbert*

# DA GING NOCH WAS

Das bewegte Leben  
einer Bremer Künstlerin

*Autobiografie*

**Kellner Verlag**  
KUNST UND LITERATUR

Dagmar Löbert

# Da ging noch was

Das bewegte Leben  
einer Bremer Künstlerin



Kellner  Verlag  
Bremen Boston

Dieses Buch ist bei der Deutschen Nationalbibliothek registriert. Die bibliografischen Daten können online angesehen werden:  
<http://dnb.d-nb.de>



o. T. Öl auf Leinwand 140 cm x 160 cm, 1989

Das Titelbild zeigt die Autorin 2012 in Bremen,  
das Rücktitelfoto entstand 1985 in Venedig vor  
dem Guggenheim-Museum.

#### **IMPRESSUM**

---

© 2018, **KellnerVerlag, Bremen • Boston**

St.-Pauli-Deich 3 • 28199 Bremen

Tel. 04 21 - 77 8 66 • Fax 04 21 - 70 40 58

sachbuch@kellnerverlag.de • [www.kellnerverlag.de](http://www.kellnerverlag.de)

Lektorat: Sebastian Liedtke

Satz: Manuel Dotzauer

Umschlag: Christian Becker

Die Bildrechte liegen bei der Autorin

ISBN 978-3-95651-176-9



# Inhaltsübersicht

## Kindheit in der Nachkriegszeit

Prolog .....	6
Rosselenker .....	8
Mein Vater .....	9
Zucker auf der Fensterbank .....	12
Ostpreußen .....	14
Vertreibung, Flucht .....	17
Meine Mutter .....	19
Abschied .....	22
Nachkriegszeit .....	26
Bernsteinkette .....	30
Gewitter .....	31
Hamstern .....	32
Theaterspielen .....	33
Wilde Erdbeeren, Tomatenduft, erste Apfelsinen ..	34
Froschkonzert .....	35
Judenfriedhof .....	36
Spiele im Freien .....	37
Schimmel .....	42
Kolonialwarenladen .....	43
Torfstechen .....	44
Schlachtfest .....	45
Zeitvertreib, Kirche .....	46
Schützenfest, Pferdeschwanz .....	47
Muttertag, neuer Küchenschrank .....	48
Dietrich, Bäckerwagen .....	50
Postauto .....	51
Wiederaufbau, Celluloid-Puppe .....	52
Karo der Kettenhund .....	54
Roter Badeanzug, Kleine Aue .....	55
Puppenwiege, Dillenberg .....	57
Abgebrannt .....	59
Lüneburger Heide .....	60
Großmutter Elise .....	64

Großvater Richard . . . . .	67
Volksschule . . . . .	69
Krankenhaus, Erholung im Harz. . . . .	74
Fahrschülerin, Don Carlos und die anderen . . . . .	76
Teenager, »Bravo«, Petticoat, Erdöl, Borgward . . . . .	81

## **AUF DER SUCHE**

Kochschule Heidelberg, Privatschule Bad Harzburg . . . . .	86
Norddeutscher Lloyd Bremen, Kubakrise . . . . .	89
Auswärtiges Amt Bonn. . . . .	94
Generalkonsulat Göteborg, Heirat, 1. Kind . . . . .	96

## **FAMILIENZEIT**

Parkstraße, Windeln, Minirock, Pille & Co. . . . .	100
Geburt des zweiten Kindes. . . . .	104
Bürgermeister-Spitta-Allee. . . . .	105
Der Uralte . . . . .	107
Worpswede . . . . .	109
Parzelle . . . . .	110
Feldhausen . . . . .	111
Nedderland, Kuhle, Bahnschwellen . . . . .	113
Haustiere. . . . .	116
Schattenseite . . . . .	118
Museum of Modern Art . . . . .	120
Der Hut . . . . .	121
Stadt im Wandel. . . . .	122

## **BERUFUNG**

Geschlechtsspezifische Erziehung . . . . .	123
Frankreich. . . . .	125
Schumacher-Haus I, Erwerb, Denkmalschutz. . . . .	129
Luci . . . . .	133
Schumacher-Haus II 1982–2006, Studium. . . . .	137
Garten . . . . .	141
Erste Ausstellung . . . . .	145
Silvester . . . . .	146
Trennung. . . . .	148
Ausstellungen, Symposien . . . . .	151
Wasserinstallation . . . . .	158

Tod meines Vaters . . . . .	159
Schutzengel . . . . .	161
Gastliches Haus . . . . .	163
Der Philosoph. . . . .	165
Recherche, Lesungen. . . . .	168
Wandbild. . . . .	169
Reise nach Ostpreußen . . . . .	171
Früher Tod einer Cousine. . . . .	173
Deutsche Stiftung Denkmalschutz, Ortskuratorium	175
Verkauf einer Jugendstil-Villa . . . . .	177
Dachboden, Flohmarkt, Installation. . . . .	179

## **70 JAHR WUNDERBAR**

Altbremer Haus in bester Lage, Bürgerpark. . . . .	182
Finanzkrise 2008 . . . . .	186
Bunkerbebauung . . . . .	187
Der Musiker . . . . .	189
Resthof for Sale. . . . .	191
Elphie. . . . .	192
Jahrhundert-Fehler . . . . .	194
Das Dorf Fischerhude . . . . .	195
Wegbeschreibung. . . . .	199
Mal andere Wege gehen . . . . .	201
Älter werden . . . . .	206
Traum und Wirklichkeit . . . . .	208
Alte Freundschaft. . . . .	209
Weltenbummler . . . . .	211
E-Mail nach Ecuador. . . . .	212
Arkaden. . . . .	214
Ibrahims Flucht aus Damaskus . . . . .	215
Am Wall . . . . .	216
Anekdote. . . . .	217
Verwechslung . . . . .	218
Drogeriemarkt . . . . .	219
Im Advent . . . . .	220
Ideen für die Bremer Innenstadt . . . . .	221
Klatschmohn . . . . .	222
Epilog. . . . .	223
Vita. . . . .	226

# Prolog

Das Beste herausholen aus dem geschenkten Dasein, wer möchte das nicht? Die kritische Hinterfragung der eigenen Haltung in gesellschaftlichen Zusammenhängen und die Reflexion des eigenen Tuns ist Kernpunkt dieses Buches. Inwieweit gelingt es uns, in guten und in schlechten Tagen die Geschicke unseres Lebens so zu lenken, dass wir im Hinblick auf unseren kleinen Kosmos rückblickend sagen können: »So hab ich mir das gedacht.«

Die Autorin wendet sich an Leser, die einen großen Bogen machen um Mainstream, Gewohnheit und Anpassung, die offen sind für Veränderungen und Perspektiv-Wechsel und immer wieder Lust haben, sich selbst auszuprobieren, die dem Neuen folgen, ohne das Alte zu verdrängen, die den Mut haben, sich weiter oftmals auf unwegsamem Terrain zu bewegen, um nach einer Weile sagen zu können: »Auch das ist mein Ding!« Beglückt durch die Vielfalt der eigenen Möglichkeiten zur nächsten Blüte zu fliegen, wie die emsige Hummel von einem Born zum anderen, bedarf einer besonderen Lebenseinstellung.

Im Bremer WESER-KURIER aus dem Jahre 2013 liest sich das so: »Dagmar Löbert ist eine Frau mit mehreren Talenten. Die Schwachhausenerin begann ihren beruflichen Werdegang in der bildenden Kunst als Malerin, wurde dann Buchautorin und ist heute ehrenamtliche Leiterin des Ortskuratoriums für die Deutsche Stiftung Denkmalschutz in der Hansestadt.«

Das Engagement der Autorin für Familie, Kunst und Architektur, Malerei, Literatur, Denkmalschutz und Forschung hält sich auf hohem Niveau ungebrochen bis zum heutigen Tag. In kurzen, biografischen Geschichten versucht sie, ihre bewährte Lebensphilosophie weiterzugeben an nachfolgende Generationen in der Hoffnung, einen Beitrag zu leisten für das Annehmen der eigenen Neigungen und den Willen, diese auch unbeirrt umzusetzen.



Die Autorin erzählt von sich und ihren Familien, der elterlichen und der eigenen, von bedeutungsvollen Begegnungen, von komischen und heiklen, ernsten und heiteren Situationen und von Lichtblicken, die den Alltag reflektieren, wie sie wohl jeder schon einmal erlebt hat. Ihre spezielle Gabe liegt darin, das Besondere herauszufinden und auszuwerten. Am Ende ergeben die Geschichten im Hinblick auf die Turbulenzen des wechselnden Zeitgeistes eine biografische Zusammenfassung im regionalen Kontext.



2013 in München



# »Der Rosselenker«

Wenn man wie ich über fünf Jahrzehnte in der Hansestadt Bremen lebt und ihr Gesicht mit jedem Jahr vertrauter wird, drängen sich die Geschichten der Häuser, Straßen, Statuen und Parks geradezu auf, erzählt zu werden.

Seit 1902 befindet sich der bronzene »Rosselenker«, eine Louis-Tuaillon-Skulptur, an exponierter Stelle in den Bremer Wallanlagen. Es war im Jahre 1968. Wenn wir die Abkürzung durch die »Bischofsnadel« in die Innenstadt nahmen, blieb mein kleiner Sohn gerne vor der Skulptur stehen und krächte ganz entzückt: »Opa Otto.« Und jedes Mal fragte ich mich, was ihn wohl an seinen Großvater erinnert haben mochte, doch wohl nicht das trabende Pferd, denn mit Pferden hatte das Kerlchen nichts im Sinn. Auf den großelterlichen Höfen in Ostpreußen hatten die Familien zwar jede Menge Zug- und Reitpferde in den Ställen, aber das war lange her, zwei Generationen vor seiner Zeit.

Das Pferd am Zügel war es also nicht, schon mehr der forsche, ausholende Gang des »Rosselenkers«, der zweifellos die Aufmerksamkeit der Passanten auf sich ziehen konnte. Oder war es vielleicht die markante Nase oder der eindringliche Blick? Kinder verblüffen häufig mit ihrer schonungslosen Aufrichtigkeit.



# Mein Vater

Ende der 1960er-Jahre war mein Vater auf der Höhe seines Schaffens, stolzer Unternehmer eines stattlichen Fuhrparks mit zeitweise zehn ausgebildeten Kfz-Fahrern, die ihm zur Seite standen. Etlliche Saugwagen mit der Aufschrift seines Namens standen auf dem Hof des Hauses. Sie mussten angeschafft werden, um das aus der Erde sprudelnde Öl des amerikanischen Ölkonzerns »Elwerath« zur Reinigung in die Raffinerie zu befördern. Später kam noch der Konzern »Mobilöl« hinzu. Den Eltern gelang der Spagat, in den 1950er-Jahren das Monopol für den Transport zu erwerben. Das Auftragsbuch war prall gefüllt, das Familienleben allerdings stark beeinträchtigt von den Unruhen, die ein gewerblicher Betrieb mit sich bringt.

Wie kam es zu der beispielhaften Nachkriegskarriere aus dem Nichts? Denke ich an meine Kindheit zurück, so sehe ich meinen vielbeschäftigten Vater vor mir, der sich nach dem Krieg abmühte, eine neue Existenz aufzubauen. Hatten wir doch alles, was wir besaßen, zurücklassen müssen. Als zukünftiger Hoferbe in Wartestellung verwaltete er zunächst ein Gut in Masuren. Das war so üblich in einigen Regionen Ostpreußens. Der Hof-Erbe musste sich woanders erst »die Sporen verdienen«. Meine Mutter



Hochzeit in  
Altstadt/Ost-  
preußen



Hilde, gerade mal 20-jährig, wurde als Haustochter auf das Gut geschickt, um dort ihr Pflichtjahr in der Hauswirtschaft zu absolvieren. Das Pflichtjahr war die größte Arbeitseinsatzmaßnahme im Dritten Reich. Es wurde 1938 für junge Frauen eingeführt, gehörte zum Staatsprogramm des Nationalsozialismus und diente der unmittelbaren Kriegsvorbereitung.

Auf diesem Gut haben sich die Eltern kennengelernt. Meine Mutter erzählte mir, dass die Großmutter mit dieser Wahl sehr einverstanden war und die Heiratspläne ihrer dritten Tochter voll unterstützte. Das soll vorher nicht der Fall gewesen sein. An jedem Bewerber hatte sie etwas auszusetzen. Vermutlich beruhigte sie die Tatsache, dass der Auserwählte elf Jahre älter und für sie ein gestandener Mann war. Sie heirateten im Krieg. Das Hochzeitsfoto zeigt die Verwandtschaft. Mittendrin meine Mutter in Weiß, mit einem Strauß Apfelblüten, und mein Vater in Uniform. 1942 wurde ich geboren. Zusammen mit meiner Mutter verbrachte ich die ersten zwei Jahre meines Lebens bis zur Vertreibung aus Ostpreußen, am 21. Januar 1945, auf dem Hof meiner Großeltern in der Ortschaft Altstadt im Kreis Mohrungen.

Nach der Flucht mit drei Wagen und sechs Pferden fanden wir uns im Westen wieder. Mit dem gutmütigen Rotschimmel baute mein tüchtiger Vater in der zweiten Hälfte der 1940er-Jahre zunächst ein kleines Fuhrunternehmen auf. Vom nahegelegenen Bahnhof kutscherte er in aller Bescheidenheit bei Wind und Wetter die ankommenden Reisenden mit ihrem Gepäck in das zwei Kilometer entfernte Dorf.

In der Nachkriegszeit wurden neue Straßen gebaut, die alten verbreitert oder mit Asphalt versehen. Hier sah mein Vater eine Möglichkeit weiterzukommen. Für eine Zugmaschine mit Anhänger musste er einen Kredit aufnehmen, der ihn nachts um den Schlaf brachte. »Otto hat sich mal wieder die ganze Nacht im Bett herumgewälzt«, stöhnte die Mutter am Frühstückstisch. Ihr waren diese ungewohnten Aktivitäten in der Fremde unheimlich. Aber von irgendetwas mussten wir ja leben. Schon bald sollte auch sie tüchtig mit anpacken.



Im Nachhinein habe ich viel Bewunderung für meinen Vater. Wie alt war er damals eigentlich? Ich war drei oder vier, dann muss er so um die 40 gewesen sein. Wir wohnten über einer Gastwirtschaft in einem niedersächsischen Dorf 60 Kilometer südlich von Bremen.

Es gab ein Gemeinschaftstelefon für alle Bewohner in dem großen Haus. Meistens nahm die Gastwirtin die Gespräche entgegen, und fast immer waren sie für uns bestimmt. Sie rief dann lauthals von unten die Treppe hoch nach meiner Mutter. Die eilte dann vom Dachgeschoss die Stiege hinab, um die Aufträge am Telefon entgegenzunehmen. Das geschah in einer Lautstärke, dass die Gespräche von jedem im Haus mitgehört werden konnten. Als Kind schämte ich mich dafür. So wäre ich am liebsten im Erdboden versunken, wenn meine Mutter in der Bahnhofshalle Fahrkarten löste und die Reisenden aufhörten, sich zu unterhalten.

Eine mögliche Erklärung dafür könnte sein, dass es sich um eine alte Gewohnheit handelte. Vielleicht war es ja üblich, auf diese Weise auf dem elterlichen Hof miteinander zu kommunizieren, sich durch Zurufe mit den Fremdarbeitern und landwirtschaftlichen Mitarbeitern zu verständigen. Oder meine Mutter war infolge der Strapazen, die sich beim Aufbau der neuen Existenz ergaben, permanent gestresst.



# Zucker auf der Fensterbank

Es war so üblich und sicher auch weit verbreitet, dass die Erwachsenen, wann immer etwas schwer zu erklären war, ihren Kindern lieber dummes Zeug erzählten als die Wahrheit. Nichts lag mir ferner als meinen Kindern später das Märchen vom Klapperstorch zu erzählen oder vom Erbsenbock oder mit dem Weihnachtsmann zu drohen, wie es mir als kleines Kind passierte. So haben sie die Frage der Fünfjährigen nach einem Geschwisterchen derartig blöde beantwortet, dass ich in schwere Gewissensnot geriet.

Ich musste den Wunsch wohl häufiger geäußert haben, so dass meine Eltern das ewige Bitten und Betteln auf die Nerven ging. Irgendjemand schlug vor, die Nachbarin vielleicht, doch Zucker auf die Fensterbank zu stellen, dann würde es bald ein Baby in der Familie geben. Das hatte ich damals sehr ernst genommen und war verzagt, als sich im ganzen Haus kein weißer Zucker auftreiben ließ. Braunen Zucker könnte ich haben, so viel ich wollte, aber weißer war in der schlechten Zeit nach dem Krieg einfach nicht da. Der Braune wurde aus Rüben gewonnen, und davon gab es auf dem Lande genug.

So blieb mir nichts anderes übrig, als es mit dem braunen Zucker zu versuchen. Dabei war ich tot unglücklich, denn ein »Negerbaby« wollte ich unter keinen Umständen. Quälende Ängste belasteten mich in dieser Phase meines Lebens unheimlich schwer. Ich wollte ein genauso schönes, rosiges, niedliches Schwesterchen oder Brüderchen haben wie einige meiner Spielgefährten. Aber bitte, bitte nicht schwarz mit krausen Haaren. Zehn Jahre später, ich war inzwischen 14 Jahre alt, wurde der Traum wahr. Das Nesthäkchen wurde geboren, ein süßes, freundliches Baby, das ich als große, mütterliche Schwester ausfahren durfte.





Feldhausen 1972

Heute lebt meine kleine Schwester von damals als tüchtige Wissenschaftlerin mit ihrer Familie am Bodensee. Wir haben das beste Verhältnis der Welt. Daran wird sich nichts ändern. Eigenartiger Weise hat sie als einzige in der Familie eine brünette Haut. Und auch zwei ihrer drei Kinder haben die braune Haut geerbt. An dem braunen Zucker konnte es nicht gelegen haben. Auf alten Familienfotos wird mütterlicherseits an einer Tante sichtbar, dass sich eine brünette Linie in der Verwandtschaft unverkennbar durchgesetzt hat.





Das Anwesen Goldmann

## Ostpreußen

Meine Mutter Hilde, 24 Jahre jung, schlank und rank mit klassischem Haarknoten, lebte das letzte Kriegsjahr mit mir in ihrem Elternhaus in Altstadt, in der Nähe von Marienburg, dem Städtchen, das nach der größten Ordensritterburg im Ostseeraum benannt wurde. Dort suchte man den Schneider auf, wenn man neue Reithosen benötigte, einen Anzug oder ein Kostüm. Dort kam das Stickgarn her für die Aussteuer der drei Schwestern.

Dort wurde der Schmuck gekauft und die vielen Dinge, die es auf dem Dorf nicht gab. Die anderen, größeren Städte in der Nähe waren Elbing und Danzig. In Elbing befand sich die private Klinik, in der mein Cousin und zwei Jahre später ich geboren wurden. Danzig konnte man wegen seines Statusquo nur mit einem Visum bereisen. Hier endete der sogenannte Polnische Korridor.

In meinem Geburtsjahr 1942 waren mein Vater im Krieg und der Osten noch weitgehend verschont. Der 24. September war ein Donnerstag. Nach den Erzählungen meiner Mutter wurde ich gegen 19 Uhr geboren. Ein »starker Jahrgang«, wenn man bedenkt,

